

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 1 (1973)

DOI: 10.11588/fr.2001.2.46954

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

impatience la publication par Jürgen Voss de la partie subsistante de la correspondance de Schoepflin. Elle ne manquera certes pas d'intérêt autant que de tant d'autres correspondances, et nul n'en est plus qualifié que Jürgen Voss.

Jean MEYER, Paris

Elisabeth BADINTER, *Les passions intellectuelles. I: Désirs de gloire 1735–1751*, Paris (Fayard) 1999, 544 S.

Das neue Werk von Elisabeth Badinter ist eine intellektuelle Mentalitätsgeschichte des 18. Jhs., die sich mit der Herausbildung des individuellen wissenschaftlichen Ehrgeizes befaßt. Badinter stellt einen engen Zusammenhang zwischen der Geburt des französischen Intellektuellen seit der Mitte des 18. Jhs. und dem damit verbundenen Streben nach akademischem Ruhm und öffentlicher Anerkennung her. Der Ruhm, zu dem ein Wissenschaftler gelangen konnte, war nicht nur das direkte Abbild seiner wissenschaftlichen Leistung, sondern hatte ganz entschieden mit seinem persönlichen Charakter zu tun. Die Übereinstimmung verschiedener Einflußfaktoren war von ausschlaggebender Bedeutung, um der Nachwelt in Erinnerung zu bleiben. Inszenierungsstrategien waren dabei für eine spätere Kanonisierung des eigenen Werkes ebenso wichtig wie die wissenschaftliche Höchstleistung selbst. Voltaire ist dafür wohl das markanteste Beispiel.

Im Mittelpunkt der Studie stehen typische Wissenschaftskarrieren des 18. Jhs., die die schwierige Etablierung auf dem Pariser »Wissenschaftsmarkt« im Spannungsverhältnis von Leistung, Macht und Ehrgeiz widerspiegeln. Die Vf.in analysiert dieses Zusammenspiel von charakterlicher Disposition, wissenschaftlicher Innovation und öffentlicher Reputation. Das äußerst lebendige Bild einer kurzen Zeitspanne von nur zwei Jahrzehnten entsteht vor allem durch die Darstellungsweise der Autorin, die ihrem Gegenstand mit leichter Hand aktuelle Bezüge abzugewinnen vermag.

Wir schreiben das Jahr 1735 und beobachten den Beginn der wissenschaftlichen Laufbahn des bretonischen Mathematikers Pierre-Louis Moreau de Maupertuis in Paris. Wir begleiten ihn bis 1751, dem Jahr, da er sich als Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften etabliert haben wird – nach einem steinigen Profilierungsweg mit mehr Niederlagen als Triumphen. Die Vf.in geht in kleinen chronologischen Schritten von zwei bis drei Jahren vor. Dadurch gewinnt die Darstellung an Präzision, und gleich einem intellektuellen Seismographen wird den unterschiedlichsten Erschütterungen, Veränderungen und Entwicklungen in der Wissenschaftslandschaft Rechnung getragen.

Es war die Epoche, in der die Pariser Akademie der Wissenschaften in zwei feindliche und unversöhnliche Lager gespalten war: die Anhänger Descartes' und die Verfechter der neuen Newtonschen Methode. Den Vorfahren der Intellektuellen, den Geistlichen in den mittelalterlichen Klöstern, gebot die klerikale Ordnung Bescheidenheit, Zurückgezogenheit und freundschaftliches Miteinander. Die Anonymität bewahrte vor personellen Streitigkeiten und verbot zugleich jeden Gedanken an einen Lorbeerkranz. Die fortschreitende Säkularisierung aller Lebensbereiche zog auch die Ausgliederung des Wissens aus dem exklusiven Besitz der Theologen nach sich. Ein wesentlicher Prozeß der fortschreitenden Differenzierung der Wissenschaften im 18. Jh. war die damit verbundene Entstehung der Autorschaft. Während Autorität und Glaubwürdigkeit – gerade in der Presse des 18. Jhs. – vor allem durch Anonymität eingefordert werden konnten, setzte seit der Mitte des Jahrhunderts ein Wandlungsprozeß ein. Durch nachträgliche Namensnennung wurde gesteigerte Autorität erreicht und der jeweilige Autor mit einer autoritätsstiftenden Funktion belegt. Diese Spezialisierung führte zum Auseinanderfallen von Experten- und Alltagskultur. Seit den 1750er Jahren unterschied man zwischen dem *homme des sciences* und dem *homme des lettres*. Die Enzyklopädisten waren die letzten Repräsentanten dieser Einheit des Wissens, das

nur durch die diskursive Praxis der Aufklärung zur Wirkung kommen konnte. Den Aspekt der Kommunikation und ihrer vielfältigen Formen, die diesen Prozeß begleiteten, hat Badinter – getreu dem Leitsatz: ohne Kommunikation kein Wissen – sowohl methodisch als auch inhaltlich berücksichtigt. Ihr Interesse gilt nicht nur den Einzelpersönlichkeiten, sondern auch der Rolle der Salons, der Funktion der Presse und der Bedeutung öffentlicher Lehrveranstaltungen für ein breites, gebildetes Publikum.

Der neue Typus des Intellektuellen und Wissenschaftlers war entschlossen, Naturerscheinungen mit empirischen Methoden, d. h. Messungen und experimentellen Nachweisen, mit einer eigenen Sprache und anderen Zielsetzungen als die traditionellen Disziplinen wie Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaften oder Literatur zu erforschen. Zum Dreh- und Angelpunkt dieser wissenschaftlichen Revolution wurde bekanntermaßen die Londoner Royal Society, die die utilitaristische Dimension des neuen Wissens betonte. Badinter zeigt, daß die Preise der Akademien der Wissenschaften – ob nun in Paris, Berlin oder St. Petersburg – nicht nur Anlässe zu gemeinschaftlichem Arbeiten, Forschen und Vergleichen waren, sondern ebenso der persönlichen Profilierung und dem Ausspielen von Macht dienten. Sie demontiert den häufig beschworenen Korpsgeist der Wissenschaftler in den europäischen Akademien. Die Pariser Akademie der Wissenschaften, die Vorbild und Patin der meisten im 18. Jh. entstandenen europäischen Akademien war, wird in diesem Zusammenhang zum Ursprungsort des intellektuellen Ehrgeizes. Sie war der Académie française allein schon durch die Strenge der Auswahl- und Aufnahmekriterien überlegen. Was konnte es größeres geben für einen Wissenschaftler, als die Anerkennung durch diese Institution? Nicht mehr die Kollektivität, der man angehörte, zählte, sondern nur das selbst vollbrachte Werk und die Bestätigung durch die öffentliche Meinung. Dieser Entwicklungsprozeß war engstens verbunden mit dem Entstehen eines urteilsfähigen Publikums, das sich für die Wissenschaften interessierte. Das Streben nach der doppelten Anerkennung proklamiert Badinter als wesentliches Charakteristikum der französischen Intellektuellen seit zwei Jahrhunderten. Der eigene Name soll der Unsterblichkeit überantwortet werden, und dafür reichte es nicht aus, der Nachwelt etwas Grandioses zu hinterlassen, sondern die wissenschaftliche Neuerung mußte auch dementsprechend in Szene gesetzt werden. Die Realisierung dieses Anspruchs kannte weder familiäre noch freundschaftliche Beziehungen und ging sogar – wie im Fall von Maupertuis – bis zur Paranoia und zum Größenwahn. Die Einsamkeit eines Rousseau bleibt die Ausnahme. Demgegenüber steht die systematische Methode Voltaires, intellektuelle Netzwerke aufzubauen und somit – im Verständnis Badinters – eine *Intelligentsia* zu schaffen.

Ungewöhnliche Lebendigkeit erfährt die Arbeit aus ihrer Konzentration auf Einzelschicksale wie die von Clairaut, Réaumur, Dortous de Mairan oder des Abbé de Gua. Im Mittelpunkt stehen jedoch Maupertuis und d'Alembert. Die Wahl Maupertuis' ist keineswegs zufällig, denn er war der erste, der das Tabu der wissenschaftlichen Diskretion und individuellen Bescheidenheit brach und über die öffentliche Meinung seine Position in der Akademie der Wissenschaften zu verbessern suchte. Das Beispiel Maupertuis zeigt deutlich, daß die akademische Autorität Einbußen hinnehmen mußte und für die Hybris der Individualität ein zu enges Theater geworden war. Die Vf.in untersucht diese Entwicklung am Beispiel der Exkursion, die Maupertuis im Auftrag der Akademie 1736 bis 1737 nach Lappland unternahm, um dort Messungen über die Beschaffenheit der Pole durchzuführen. Newton und Huygens hatten 1690 auf unterschiedlichen Wegen die Annahme formuliert, daß die Erde an ihren Polen abgeflacht sei. Diese Behauptung galt es im Experiment nachzuweisen. Die Berichte Maupertuis' von der Expedition ähneln Werbeprospekten: »l'art de faire rêver« (S. 78). Er verfolgte eine Suspensstrategie, um einerseits während seiner Abwesenheit in Paris nicht in Vergessenheit zu geraten und um andererseits auf den Erfolg seines Unternehmens einzustimmen. Er hatte die Expedition nach Peru beobachtet, die sich mehrere Jahre hinzog und von Zerwürfnissen unter den Forschern gekennzeichnet war. Das

Interesse an den Ergebnissen war in Paris bei der Rückkehr von La Condamine längst gesunken – es war offensichtlich: so konnte man nicht zu unsterblichem Ruhm gelangen. Badinter geht nicht nur den intellektuellen Netzwerken nach, sondern sie führt auf der Basis einer Vielzahl ausgewerteter Korrespondenzen anschaulich vor, wie diese Vernetzung funktionierte, wie sie für Manipulationen und Polemiken instrumentalisiert wurde. Maupertuis' Triumph bei seiner Rückkehr war ein gut vorbereiteter, und die Vf.in beweist ihr Gespür für die Details, die den Erfolg Maupertuis' ausmachen, wohlgermerkt seinen ganz persönlichen und individuellen Triumph, denn seine Begleiter, wie Clairaut oder Celsius, verschwanden nach ihrer Rückkehr in der Anonymität. So wurde die Sitzung der Akademie der Wissenschaften, in der Maupertuis seinen Rechenschaftsbericht vortrug, von Marc-Pierre Comte d'Argenson geleitet, eine äußerst seltene Konstellation, die die Bedeutung dieser Sitzung markiert und Beweis genug für den Erfolg Maupertuis' war. Der gefeierte Held der Öffentlichkeit sah sich jedoch zunehmend einem internen Krieg in der Akademie ausgeliefert, denn die Familiendynastie der Cassini machte ihm den Sieg streitig, indem sie seine Ergebnisse anfochten. Badinter nennt das Kapitel bezeichnenderweise »La victoire volée«. Der Sieg war aber nicht nur gestohlen, Maupertuis ließ ihn sich auch entwenden. Auf dem Höhepunkt seines Triumphes bereitete er bereits mit einigen taktischen Fehlleistungen seinen späteren Niedergang vor. So lehnte er aufgrund der niedrigen Höhe eine Pension des Königs ab. 1739 ließ er sein Porträt zeichnen, auf dem er eine Weltkugel in den Händen hält, die in Richtung der Pole abgeflacht ist. Auch sein exzessives und mondänes Leben in der Pariser Gesellschaft trug ihm nicht den Respekt der Pairs ein. Seine Arroganz und Machtgier sowie sein krankhafter Ehrgeiz isolierten ihn. Hinzu kamen Racheakte wie die Publikation des *Examen désintéressé*, mit der er Mairan, den Nachfolger Fontenelles, auf dem Posten des Akademiesekretärs, öffentlich bloßstellte und sich zugleich auch die eigene akademische Karriere verbaute. Er hatte das Prestige der ganzen Institution und jedes einzelnen Mitglieds angegriffen. Als im Juli 1740 die erste Einladung Friedrichs II. an Maupertuis erging, erbat letzterer zwar noch Urlaub und versicherte sich der wohlwollenden Meinung der königlichen Autoritäten, doch ein Vorankommen in Paris wurde immer unwahrscheinlicher, so daß einzig der Weg nach Berlin die Befriedigung ausstehender Ambitionen versprach.

Für den Zeitabschnitt der 1740er Jahre widmet sich Badinter dem unmittelbaren Umfeld Maupertuis': Diderot, Abbé de Gua und sein wohl wichtigster Schüler: d'Alembert. Der jüngere d'Alembert übertraf in seinen kreativen Fähigkeiten bei weitem die Kompetenzen des Älteren. Maupertuis war in der Lage, die Arbeiten des Jüngeren zu bewundern, doch er war kein Kritiker. Badinter zeichnet das einfühlsame Porträt eines Intellektuellen, der sowohl das Prestige der Gelehrten als auch der Öffentlichkeit genoß. Sein Engagement für das Unternehmen der *Encyclopédie* zeigt deutlich, daß sich die intellektuelle Produktion mittlerweile auch außerhalb der Akademie etablieren konnte. D'Alembert verkörperte am wirkungsvollsten diese Dualität des Wissens und der Macht. Er war Gelehrter und *philosophe* zugleich. Er brillierte an der Akademie der Wissenschaften mit seinen mathematischen Arbeiten und in der Öffentlichkeit mit literarischen Glanzleistungen wie dem *Discours préliminaire*. Der *Discours* offenbart zudem eine Strategie d'Alemberts, der eine kanonisierende Wirkung beigemessen werden kann. Im zweiten Teil würdigte er all jene Philosophen, Gelehrte und Autoren, die zum Fortschritt der Wissenschaften seit der Renaissance beigetragen haben: Bacon, Descartes, Newton, Locke etc. Sein großer Wurf von politischer Tragweite bestand jedoch darin, verschiedene seiner Zeitgenossen zu benennen, die den Fortschritt und die Moderne verkörperten: Maupertuis (»le premier qui ait osé parmi nous se déclarer ouvertement newtonien«, S. 460), Fontenelle, Buffon, Condillac, Rousseau, Voltaire und Montesquieu. Damit konstruierte er einen heiligen Tempel zeitgenössischer Genies. Allein die Erwähnung im *Discours préliminaire* der *Encyclopédie*, der neuen Bibel der Moderne, brachte literarische Ehre und Ruhm für die Nachwelt ein.

Dieses sowohl spannend als auch gut geschriebene Buch ist der erste Band eines Opus, für das offensichtlich weitere Bände geplant sind. Die Autorin äußert sich vage über die zu erwartende Fortsetzung: »Des années 1730 à l'apothéose voltairienne, en 1778, tout est dit des passions intellectuelles à la française. En moins d'un demi-siècle, on voit se dessiner le portrait de l'intellectuel contemporain avec ses vices et ses vertus. L'histoire se déroule en trois temps sur des scènes de plus en plus larges« (Einleitung, S. 16). Es bleibt zu hoffen, daß diese interessante Mentalitätsgeschichte bald fortgesetzt wird.

Annett VOLLMER, Potsdam

Françoise WAQUET, *Le Prince et son lecteur*. Avec l'édition de Charles Dantal, *Les délasséments littéraires ou heures de lecture de Frédéric II*, Paris (Honoré Champion) 2000, 80 p. (Histoire du livre et des bibliothèques, 2).

La suite des publications dans les cadres de la série »Histoire du livre et des bibliothèques«, on ne peut que la saluer. Le premier livre (Marion M. *Collections et collectionneurs des livres au XVIII^e siècle*) a été estimé à sa juste valeur, et il a fait évoquer les appréciations intéressantes et positives des historiens et les spécialistes sur l'histoire du livre. Le deuxième livre de cette série fait évoquer aussi un grand intérêt, car il tire pour ainsi dire du »néant« une source importante qui a un rapport tout direct à l'histoire de la culture de l'époque des Lumières et notamment à la culture de lecture de l'un des plus grands hommes et intéressantes figures du XVIII^e siècle – de Frédéric le Grand. En effet, »Friedrich der Einzige in seinen privat- und besonders literarischen Studien...« (1791), c'est une œuvre, appartenante à la plume du lecteur de cour royale Charles Dantal dont le texte est publié à la suite de la préambule de Françoise Waquet, avait quatre éditions, mais ce document de l'époque n'était pour ainsi dire »réclamé« par l'historiographie. Même malgré ce fait que l'ouvrage de Dantal – en vérité le journal qu'il écrivait dès le 16 novembre 1784 jusqu'au 30 juillet 1786 – c'est le document très remarquable, dont la signification pour l'histoire de la culture il est difficile de surestimer. En comprenant l'importance de ce document, l'auteur du »Prince et son lecteur«, connaisseuse connue de l'histoire intellectuelle de la société et de la littérature, Françoise Waquet a fait un grand travail pour préparer le texte du journal: elle a écarté un rang de fautes évidentes, elle a fait un travail avec l'orthographe pour qu'elle corresponde aux normes contemporaines, aussi elle a fait l'attribution de toutes les éditions des auteurs classiques et français que le lecteur du Roi mentionne dans le journal, en consultant les catalogues connus des bibliothèques de Frédéric le Grand à Sans-Souci et aussi aux châteaux royaux de Berlin et Charlottenbourg: cela n'était pas toujours facile, au contraire, ce travail était lié il en faut supposer avec beaucoup de difficultés.

Ayant conscience qu'elle a l'affaire avec une source unique l'auteur en s'appuyant sur la littérature historique et sur les données des mémoires écrites que »aucun texte analogue n'a été publié«; sans aucun doute c'est justement mais à un certain point tout de même, parce que l'intérêt de l'auteur comme cela arrive souvent ne s'étend pas en dehors de l'Europe occidentale sans tenir compte, par exemple, de l'œuvre comme »Zapiski« (c'est à dire, »mémoires« mais à vrai dire le journal) de Simon Andréévitch Porochine (1741–1769), dès 20 septembre 1764 jusqu'au 31 décembre 1765 le précepteur du Grand Duc Paul Petrovitch (le futur l'empereur Paul I de Russie) qui restait entre autres toujours l'admirateur du génie du Roi de Prusse. On en fixait dans ce journal qui a été publié à St. Pétersbourg à 1844 soigneusement jour par jour tous les livres (y compris certes les œuvres des auteurs français) lus par le précepteur lui-même et par son auguste élève. Mais les goûts littéraires du futur Empereur de la Russie c'est l'Impératrice-mère elle-même qui les déterminait alors... Ce qui concerne les intérêts littéraires et les goûts de Frédéric le Grand c'était absolument autre chose. Sur le déclin de la vie, comme l'homme profondément cultivé, qui a beaucoup lu il y a longtemps